

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 110. Bromberg, den 15. Juli 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach**.

(1. Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Diethelm ging lächelnd die Stube auf und ab, sein Kleintun hatte mehr genützt als alle Prahlerei; er blieb bei dem Steinbauer stehen, gab ihm einen derben Schlag auf den Buckel und sagte:

„Wie, Steinbauer, kennst mich noch?"

„Freilich, grüß Gott. Ich hab' nur warten wollen, bis ich gessen hab'."

„Ruck ein bißle zusammen, ich will mich zu dir setzen. Fränz, da komm her."

„Ist das die Tochter?" fragte der Steinbauer, etwas verwirrt an die Seite rückend; er erinnerte sich nicht, daß er sich mit Diethelm duzte.

„Wenn du nicht so altbacken wärst, könntest sie heiraten", entgegnete Diethelm. Der Krebssteinbauer grinste nun gar seltsam und schwieg, er war überhaupt kein Freund vom vielen Reden und vorab beim Essen. Nur einmal wendete er sich um, und auf das Haupt Diethelms deutend, sagte er: „Auch grau geworden seit dem letzten Jahr."

„Ja, der Esel kommt heraus", sagte Diethelm lachend, aber der Steinbauer ließ sich nicht zu der doch rechtmäßig erwarteten höflichen Entgegnung herbei; er aß ruhig weiter, als hätte er nichts gesagt und nichts gehört.

Diethelm kannte die hinterhältige und selbst mit Worten karge Weise dieses Mannes wohl, und doch klammerte er sich an ihn und tat gar zutraulich. Der Steinbauer ließ sich das gefallen, aber mit einer Miene, in der der Ausdruck lag: mein Geldbeutel ist fest zu, mir schwätzt keiner einen Kreuzer heraus, wenn ich nicht mag.

Als Diethelm sich einen Schoppen Batzenwein* bestellte, schaute der Steinbauer nur flüchtig nach ihm um, aber er sprach kein Wort der Verwunderung und des Lobes über die Sparsamkeit Diethelms und diesem erschien solch ein Benehmen noch saurer als der ungewohnte Halskratzer. Dieser in sich vermauerte Natur des Steinbauern, der über Tun und Lassen anderer kein Wort verlor und selber tat, was ihm gutdünkte, ohne umzuschauen, was man dazu denke oder sage; diese verschlossene Sicherheit, die ihr Benehmen nicht änderte und, von hundert Augen bemerkt, dieselbe blieb wie daheim auf dem einödigen Hofe, — alles das erkannte Diethelm als Gegensatz und es reizte notwendig sein herausforderndes Gebaren zum Kampfe. Er mochte aber den Steinbauern anzapfen, wie er wollte, höchstens ein „Freilich", ein „Jawohl" oder ein kopfschüttelndes Verneinen war aus ihm herauszubringen. Als Diethelm fragte, ob er auf des Steinbauern Stimme zählen könne, wenn er sich um die Abgeordnetenstelle bewerbe, ließ sich der Steinbauer endlich zu den vielen Worten herbei: „Ich wüßt' nicht, warum nicht." Nun lachte Diethelm über das ausgesprengte Gerücht, daß er Landstand werden wolle; er denke nicht daran, bei diesen schlechten Zeiten könne man ein großes Anwesen nicht verlassen, da müsse man jede Stunde und jeden Kreuzer sparen, wenn man der rechte Mann bleiben wolle, es mögen andere Leute den Staat regieren, das gehe ihn nichts an.

Der Steinbauer wickelte gelassen das übrig gebliebene Fleisch in ein Papier und steckte es zu sich, er hob und senkte nun mehrmals seine geschlossenen Lippen, sei es zum Nachkosten des Genossenen oder dem Gehörten beistimmend.

Diethelm setzte nun noch weiter auseinander, daß er sich nichts um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern möge, und das gilt jetzt wieder unter vielen Menschen, besonders aber bei den Bauern, als großer Ruhm. Als er aber darauf hinwies, daß er in seinem Hauswesen vielerlei zu sorgen habe, sagte der Schultheiß von Rettinghausen: „Die Kläger haben kein' Not und die Prahler kein Brot."

Der Steinbauer erhielt sich noch immer in seiner unerschütterlichen Teilnahmlosigkeit, methodisch und langsam stopfte er seine Pfeife, schlug Feuer, öffnete den Deckel und verschloß den Zündschwamm und wollte nun aufstehen. Diethelm aber hielt ihn noch fest und fragte zuerst, ob er nicht seinen Hof verkaufen wolle, sein Schwager, der Schäuflerdavid, suche so einen herrenmäßig gelegenen für einen Ausländer. Der Steinbauer sagte, daß er zwar nicht verkaufen wolle, aber wenn er ein rechtes Anbot bekäme, ließe sich davon reden. Nun hatte ihn Diethelm doch flüssiger, und indem er noch mehrmals von seinem Schwager, dem Schäuflerdavid, und ihren gemeinsamen Geschäften sprach, kam er endlich ans Ziel, zu erklären, daß er allerdings willens sei, wenn die fremden Händler nicht höher hinaufgehen, selber einzukaufen. Der Steinbauer, dem es ersichtlich Mühe machte, sein saures Dreinsehen aufzugeben, ward plötzlich freundlicher, nahm ohne Widerrede das Glas an, das ihm Diethelm einschenkte, und erklärte nun mit erstaunlicher Redseligkeit, welch einen Ausbund von Wolle und Schafen er habe, wie die alle so wolltreu seien, ein Haar dem andern gleiche und der Stapel vom besten Fluß und gleich rund** sei, wie „viel Leib" seine Schafe hätten,** daß er aber doch um einen annehmbaren Preis alles verkaufe, weil er kein Glück in der Schafhalterei habe. Er legte das Zeugnis seines Schultheißen vor, darin nach einem Formular bekundet war, wo seine Schafe geweidet und daß keine Krankheit dort und auch keine kranken darunter waren, und schloß endlich:

„Neunundneunzig Schäfer hundert Betrüger, sagt man im Sprichwort und es ist noch mehr als wahr. Drum will ich nichts mehr davon."

Die Umsitzenden stimmten auch in die Klagen über die Schäfer ein und jeder hatte zu erzählen, wie man seit des Erzvaters Jakob Zeiten, um ihrer sicher zu sein, ihnen einige Schafe als Eigentum bei der Herde halten muß, wie sie diese aber zu gewöhnen wissen, daß sie den anderen stets das beste Futter wegfressen, wie sie den Hund abrichten, daß er nie ein Schäferschaf beißt, wie sie immer die besten und schönsten Lämmer haben und den Mutterschafen ihre nichtsnutzigen unterschieben; kommt dann der Herr dazu, so heißt es, wie das auch bei der natürlichen Mutter sein kann: es will noch nicht recht annehmen. Allerlei Schelmenstreiche von Schäfern wurden erzählt und das Gespräch schien sich fast ganz hierin zu verlieren, bis es Diethelm wieder auf den Handel brachte, aber er zuckte zusammen, als der Steinbauer, nachdem er das eingeschenkte Glas ausgetrunken hatte, ruhig sagte, er handle nur um bar Geld.

„Bin ich dir nicht gut?" fragte Diethelm trotzig.

---

* Wein, der nur einen Batzen (4 Kreuzer) kostet.

** Das Schafvlies besteht aus einzelnen Zotten, den „Stapeln"; bei der Beurteilung geht man vom Vlies aus und prüft sodann, ob die Stapel gleichmäßig („von gleicher Treue") und unverfilzt und unverzwirnt („von bestem Fluß") sind. — *** wie wohlgenährt sie seien

„Du bist mir gut, und daß du mir's bleibst, ist bar Geld das beste," sagte der Steinbauer und schob seine Tabakspfeife in den linken Mundwinkel, während er aus dem rechten den Rauch blies. Er sah dabei nochmal so listig aus.

„Ist dir mein Schwager, der Schäuflerdavid, auch nicht gut?" fragte Diethelm.

„Der Schäuflerdavid? Freilich, der ist auch gut; wenn er sich verbürgt, kann ich bis Fastnacht mit dem Geld warten."

Diethelm hob hastig beide Achseln, wie wenn er etwas abschütteln müsse, dann lachte er laut und sagte:

„Komm jetzt, wir wollen 'naus auf den Markt."

Der Steinbauer zog einen ledernen Geldbeutel, der dreifach verknüpft war, bezahlte, nahm seinen hohen Schwarzdornstock, der in der Ecke lehnte, und ging mit Diethelm.

Auf dem Schafmarkt stand in einer Doppelreihe Hurde an Hurde, darin die Schafe eng zusammengedrängt teils lagen, teils standen und wiederkäuten, alle aber waren lautlos und das allezeit blöde Dreinsehen der Schafe hatte fast noch etwas Gesteigertes. Knaben mit flüssigem Zinnober in offenen Schüsseln liefen umher und gesellten sich zu Gruppen, wo mit lautem Geschrei und heftigen Gebärden gehandelt wurde. Händler stiegen in die Hurden, zogen den Schafen die Augenlider auf und schauten nach den Zähnen, andere bezeichneten mit einer in Zinnober eingetauchten Schablone die eingekauften und zählten dabei; dort sprang eine Herde lustig aus der geöffneten Hurde, sich in der wiedergewonnenen Freiheit überstürzend, überall war buntes, lebendiges Treiben. Der Schäfer Medard kam Diethelm entgegen und sagte, daß er noch nicht verkauft, aber sichere Hoffnung habe. Nun einigte sich Diethelm schnell mit dem Steinbauer, kaufte ihm seine Zeithämmel* ab und nahm auch die Bracken** dazu.

Er eilte mit dem Steinbauer in das Kaufhaus, ihnen vorauf lief das Gerücht, daß Diethelm bereits Schafe eingekauft habe und auch für die Wolle die besten Preise bezahle. Diethelm war aber noch nicht zum Wolleinkauf entschlossen, er hatte diesen Gedanken nur so in leichtfertiger Prahlerei hingeworfen, um zu verdecken, wie sehr es ihm zum Verkaufen auf den Nägeln brenne; jetzt wurde ihm das Vorhaben immer genehmer und mit seltsamem Blicke betrachtete er seinen Genossen mit dem mehr als mannesgroßen Stocke, mit dem schlichten Anzuge und der selbstzufriedenen Miene; der wünschte wohl nicht wie er, mit Wagen und Pferd in den Stuben umherzufahren; wie weit zurück lag ihm jetzt die Zeit, wo auch er so stolz sein konnte, statt daß er jetzt, um sich nicht zu verraten, stolz tun mußte.

„Hast kein Fuhrwerk bei dir?" fragte Diethelm, worauf der Steinbauer erwiderte:

„Nein, ich bin noch gut zuweg, mit dem Fahren hat's Zeit, bis ich alt bin."

Im Kaufhause sah Diethelm, daß die verpflichteten Wollsetzer seine Schepper† gut aufgesetzt hatten, sie standen an guter Stelle, nicht zu hell und nicht zu dunkel; seine spanische und seine Bastardwolle†† durfte sich sehen lassen. Sein nächster Nachbar war der Steinbauer, der sich darüber beklagte, daß er einen schlechten Platz habe, gerade neben der Feuerspritze und dem großen Wasserfasse, die unter der Treppe standen. Diethelm stand mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig neben seiner Lammwolle, als hastigen Schrittes der Reppenberger kam. Alles Blut schoß Diethelm zu Kopfe, indem er dachte, daß er vielleicht auch einst als Unterhändler hier sich tummeln, sich abweisen und anfahren lassen müsse, während alles jetzt seine Nähe suchte und um seine Freundschaft buhlte. Diethelm war entschlossen, mindestens vom Steinbauern noch die Wolle einzukaufen. Zwar hatte er die Bürgschaft des Schwagers zu leichtfertig versprochen, aber der Steinbauer muß ihm vorderhand glauben, und dann will er noch heute all das Mitgebrachte und das Erkaufte in der Stille versilbern, es sind dann drei Monate Zeit gewonnen, es gilt Luck auf und Luck zu zu machen, bis man den rechten Schick trifft, und der kann doch nicht ewig ausbleiben. Diethelm wurde auch hier schnell handelseins mit dem Steinbauer, und als nun andere sahen, daß dieser ihm das Seinige übergab, bestürmten sie ihn ebenfalls mit Anerbietungen. Er wehrte anfangs ab; er wollte nicht weiter gehen. Aber vielleicht läßt sich gerade jetzt der rechte Schick machen, man darf ihn nicht aus der Hand lassen, mit so viel Ware läßt sich was Großes versuchen — die Hand Diethelms wurde brennend von dem öfteren Handschlag, er wußte fast gar nicht mehr, wie viel er eingekauft hatte, und der Reppenberger brachte neue und immer bessere Gelegenheiten mit Zahlungsterminen auf Ostern oder noch weiter hinaus. Wie berauscht ging Diethelm von Stapel zu Stapel und wiederum hinaus auf den Schafmarkt von Hurde zu Hurde; ihm war's, als hätte alles Besitztum der Welt gesagt: ich will dein sein, du mußt mich nehmen.

Das Lärmen und Rennen um ihn her, das ferne verworrene Brausen des städtischen Marktgewühls, aus dem bisweilen einzelne Akkorde der Musik, die jetzt zum Tanze aufspielte, wie aus dem Stimmengedränge herausschlüpften, alles das machte einen sinnverwirrenden Eindruck auf Diethelm; bald lächelte er jedem und sein Antlitz war hochgerötet, bald wurde es schlaff und verdrossen und alles Blut wich daraus zurück. Auf einem Wollsacke, nicht weit von der großen Feuerspritze, die im Hofe stand, saß er mit entblößtem Haupte und gekreuzten Beinen und sein Auge schaute hinein in die rote Schreibtafel, in die er sich seine Einkäufe nach Sorte usw. eingezeichnet hatte, um ihn her lagen in verschiedenen Papieren Wollproben. Diethelm fuhr sich mit der Hand über das Haupt und er meinte, er spüre es, wie ihm die Haare jetzt plötzlich grauer werden. Eben kam der Reppenberger wieder und brachte einen Mann, der eine überaus feine und haartreue Wolle habe, da sei jedes Härchen von unten bis oben gleich und alles im Vlies gewaschen. Diethelm nebelte es vor den Augen und er ersuchte den Reppenberger, vor allem einen guten Trunk Wein herbeizuschaffen; er fühlte sich so matt, daß er auf keinem Beine mehr stehen konnte, und besonders in den Knien spürte er eine unerhörte Müdigkeit. Er gab den Umstehenden wenig Bescheid und starrte hinein in seine Schreibtafel und sprach mit den Lippen lautlos die Zahlen vor sich hin. Vom Hauptturm der Stadtkirche bliesen eben die Stadtzinkenisten den althergebrachten Mittagschoral; sie standen eben auf der Westseite der Turmgalerie und die Posaunen und Trompeten strömten ihre langgezogenen Töne gerade zu Häupten Diethelms nieder. Er zuckte zusammen und schaute auf, als hörte er die Posaune des jüngsten Gerichtes vom Himmel herab; er fuhr sich mit der breiten Hand langsam über das ganze Gesicht, dann schaute er hell auf, der Reppenberger rief ihm. Der herbeigebrachte Wein richtete ihn bald wieder auf und nun galt es, die begonnene Rolle mutig fortzusetzen. Die Stadtzinkenisten bliesen eben nach einer anderen Himmelsgegend und die Klänge schwebten wie verloren über dem lauten Marktgewühle. Einmal sprach er eifrig und ganz allein mit einem fremden Händler und es verbreitete sich rasch die Sage, daß er im Auftrage dieses, der noch gar nichts eingekauft hatte, die Händel abschließe. Diethelm merkte bald, daß sein Auftreten dem Markt eine ganz andere Wendung gegeben hatte; es kamen schon Unterhändler, die sich im Auftrage Ungenannter nach dem Wiederverkaufe erkundigten. Eine Weile stockte er und gedachte, mit mäßigem Gewinn darauf einzugehen, aber der Reppenberger hatte recht: jetzt, im hohen Verkehr, wo alles im Trab geht, kann man nicht hufen** und rückwärts fahren; wenn alles vorbei ist, dann läßt sich ein guter Treffer machen, dann hat man die ganze Geschichte allein in der Hand, darum jetzt nur mutig vorwärts. Und immer neue Zahlen stellten sich in die Schreibtafel Diethelms, er hatte schon dreimal die Schreibtafel in die Tasche gesteckt und jedesmal die Hand darauf gelegt mit der Versicherung, daß er sie nicht mehr heraustue, und wenn er die Sachen halb geschenkt bekäme, er gehe nicht weiter ins Wasser, als er Boden habe; aber alles schrie über seine Bescheidenheit, so ein Mann wie er könne dreimal den Markt auskaufen. Dieser Ruhm stachelte ihn immer wieder aufs neue, denn er sah, wie seine prahlerische Bescheidenheit ihm immer mehr Vertrauen an den Hals warf. Der Gedanke, wie sehr er dieses Zutrauen täusche und vielleicht ganz betrüge, zuckte ihm wieder durch die Seele, aber jetzt fand er eine rasche Aushilfe: da ist der Steinbauer, der so heilig tut wie ein frisch vom Himmel geflogener Engel, und ohne Widerrede gibt er einen geringeren Preis an, als er bekommt, und betrügt damit alle anderen. Aller Handel und Wandel ist auf Lug und Trug gestellt, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger; und es kann ja wohl sein, es ist so viel als sicher, daß kein Mensch einen Heller verliert. — Die Leute zeigten einander, wie zuversichtlich und froh der Diethelm dreinsah, und beneideten ihn um den Haupttreffer, den er heute mache.

---

* Tiere im zweiten Jahre. — ** minderwertige, zum Schlachten ausgesonderte Tiere.

† Vliese.

†† Bastard: Kreuzung zwischen der alten württembergischen Landrasse und dem spanischen (Merino-)Schaf.

** hufen, haufen: mit dem Zugvieh und dem Fuhrwerk rückwärts gehen, abgeleitet von huf! hauf! dem entsprechenden Zuruf an das Vieh.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rompilgerin.

Von Grazia de Cesare, Rom.

Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis: Die Stadt vermag die Pilgerscharen nicht mehr zu fassen. Das Unbeschreibliche, hier ist's getan: Um die Pfingstzeit brodelt es in den Töpfen zwischen den sogenannten sieben Hügeln noch ärger als an Ostern. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Hauptmasse erst noch kommen, in der Ferienzeit.

Das Ewig Weibliche bildet dabei die breiteste Front, die Basis des Rom überwältigenden Heerkeiles. Wie in der Kirche überwiegen auch unter den Pilgern die Frauen. Denn um das gleich festzustellen, es gibt tatsächlich nicht nur D-Zugspilger und Kraftwagenpilger, sondern auch echte, die ihr Giubileo-Abzeichen mit Inbrunst tragen und die Strapazen der Karawanenführung nicht scheuen, um des Heiles teilhaftig zu werden. Leider fallen weitaus die meisten unangenehm aus dem eleganten Rahmen der Weltstadt am Tiber, und umgekehrt — —

Ach, es ist schwer, nicht zu sündigen. Es ist doppelt schwer, wenn man schön ist, und dreifach, wenn man schön erscheinen will. Wer oder was aber ist schön: Der Kasus macht mich lachen.

Ein Meter ist nicht immer ein Meter. Sagt Einstein Ein schöner Arm ist nicht immer schön. Sagt der Papst. Was kann das unlogisch denkende Wesen, was kann eine zwischen zwei solche Männer gestellte Frau in einem so hoffnungslosen Falle tun: Sie kann nichts anderes tun, als gehorchen. Sie verzichtet also auf das, was sie für schön hält. Denn andernfalls — —

Wörtlich sei zur Warnung hierhergesetzt, was drohende Plakate in den römischen Kirchen verkünden:

Die Frau muß in das Haus Gottes eintreten
bedeckt und hochgeschlossen,
weil die Unbescheidenheit in der Kleidung,
immer und überall verwerflich, schändet
die Heiligkeit des Tempels,
bewirkt die Ausschließung von der Mensa euristica,
Anstoß erreget bei den Gläubigen und zur Folge hat
fürchterliche Gottesstrafen.

Es ist gut, daß die italienische Sprache, besonders, wenn sie so poetisch kommt, die Fremden nicht verpflichtet, sie zu verstehen. Viele können deshalb wenigstens mildernde Umstände geltend machen. Aber es hat allzuviele gegeben, die nicht verstehen wollten, und daher erfolgt jetzt vor der Audienz beim Papste die fürchterliche Musterung. Hier gibt es keine Ausrede.

Ebensowenig beim Hinaufwandern der Heiligen Treppe, die übrigens mit dem Heiligen Jahre nichts zu tun hat. Sie besteht aus den Marmorstufen, die einst zum Palast des Statthalters Pontius Pilatus hinaufführten, und darf nur kniend erstiegen werden. Die modernen kniefreien Röcke wären dafür ja sehr bequem, für die Andacht der nachfolgenden Pilger aber hinderlich, daher sind die rigorosamente verboten.

Die Männer haben gut lachen. Sie dürfen ungestraft in vollem Bergwichs, mit blauem Leinenkittel, Schillerkragen, Manchesterpumphosen und Genagelten in die Konfession zu Sankt Peter, das Heiligste des Christentums, hinuntersteigen. So ein urwüchsiger Aufzug „beleidigt die Würde des Ortes" offenbar weit weniger als ein weißer Frauenarm. Das gehört eben auch zu der Relativitätstheorie, die bekanntlich eine Evastochter niemals verstehen kann. Wir sündigen a priori und absolut. Das ist das Axiom, über das kein Mann hinwegkommt — wieviel weniger ein Kirchengewaltiger!

Darüber mopse ich mich gerade, als ein lustiges Mädel in die Straßenbahn zusteigt. Bubikopf, mehr als kniefreie Beine — na ja, halt ein Kind noch. Wie sie das Hälschen kokett herumdreht, darauf die nackten Arme über die Frisur geistern läßt, sieht man am Finger einen — Ehering blitzen. Und am Busen trägt sie — das Pilgerabzeichen. Hm — und so ein Wesen oder Weselchen inmitten der wirklich frommen Landleute . . .

Es muß anerkannt werden, daß die Kirche Geschmack bewiesen hat mit der Art, wie sie den Sünderinnen die Vorbereitung auf das jüngste Gericht, das Verhüten der fürchterlichsten Gottesstrafen erleichterte. Es gibt einen Kleidungserlaß, eine Vorschrift, die für die pilgernden Damen beider Lager, Typ Modäne und Typ Wandervogel, recht zweckmäßig erscheint. Die edlen Frauen sind damit der heiklen Aufgabe, zu entscheiden, was sich ziemt, enthoben. Auf Vorstellungen Seiner Heiligkeit ließ der Kammermeister, Monsignore Caccia-Dominioni, in allen Sprachen kleine Karten drucken, die dem Einladungsbillett für den Besuch im Vatikan angeheftet werden und folgendermaßen lauten:

Anticamera Pontificia. In die päpstlichen Gemächer werden keine Damen zugelassen, die nicht ein vollkommen geschlossenes und mit langen Ärmeln versehenes Kleid tragen.

Das ist nun kein unbedingtes Novum, denn schon der Kriegspapst Benedikt schrieb einen modesto vestito nero vor, ein einfaches schwarzes Kleid, zu dem die Bedeckung des Kopfes mit einem schwarzen Schleier (den die Italienerinnen und Spanierinnen ungemein malerisch zu tragen verstehen) unerläßlich ist. Aber die bald nach dem Kriege wieder nach Italien drängende Fremdenflut schwemmte den Erlaß nur zu bald wieder weg, so daß für das Anno Santo ein Modellkleid entworfen wurde, ein figurino, das die Bekleidungsvorschrift illustriert und den Frauen einen Anhaltspunkt geben soll, wie sie sich, um Anstoß zu vermeiden, zu kleiden haben — ungefähr, versteht sich.

Ein kalter Schauer faßt Sie an, gnädige Frau? Freilich, schön ist nur die jeweilige Mode, sagt die Dame, und da Vorschrift und Mode heterogene Dinge sind, sieht sie hinter dem figurino die sanktionierte Uniform und Unform heraufsteigen, die mönchische Vermummung, den Aufzug der alten Betschwester, der jeden Annäherungsversuch der modernen Linie indigniert abweist. Ich kann Sie beruhigen. Der Trachtenschreck braucht nicht als Alb auf Ihren Italienträumen zu lasten. Im Gegenteil, der Kardinal ist hier zuständiger als der Damenschneider, der bis zu dieser Zeile ein überlegenes Lächeln zur Schau trug und sich nun sagen lassen muß, daß er es nicht verstand, seine Kunden gut zu beraten. Ein Komödiant kann einen Pfarrer lehren — und umgekehrt. Brächten etwa die Herren Damenschneider die Komödie fertig, eine schöne Frau im Abendkleid auf den Tennisplatz zu schicken oder mit dem Sportdreß in die Oper? Warum soll ein Kirchenherr über einen Gast in Balltoilette nicht ebenso verschnupft sein dürfen wie der Jachtbesitzer über den Mann im Touristenanzug, der ihm das Deck verkratzt?

Wie man sieht, es ist nicht am Platze, die Nase zu rümpfen über Duckmäuserei, Heuchelei, Prüdigkeit und Pharisäertum. Es handelt sich einfach um eine Frage des guten Geschmacks, ganz abgesehen davon, daß man sich die nackten Arme und Beine in den italienischen Kirchen bös verkälten kann. Taktlos, im Lodenrock beim Tee zu erscheinen, unzweckmäßig der Stöckelschuh bei einer alpinen Kraxelei. Taktlos und unzweckmäßig die bisherige Sitte, an religiösen Feierlichkeiten, zu denen der Handkuß bei der päpstlichen Audienz gehört, so angezogen teilzunehmen, wie man gerade geht und steht.

Die Kirche hat, wenn auch in erster Linie aus sittlichen Erwägungen heraus, einen Fingerzeig für ihre Gäste gegeben, an den Frauen liegt es nun, aus dem Verbotenen einen neuen Gewinn zu schöpfen. Läßt sich eine schönere Aufgabe denken, als auch für den Besuch an geweihter Stätte einen besonderen Stil, einen geeigneten Dreß zu finden — wie für Sport und Gesellschaft? Schöpfen, schaffen, Neues schaffen! Modeln ist der Sinn der Mode. Die Mode ist nicht eng und beschränkt, sie ist weit wie der Flug der Individualität. Unerschöpflich. Beatrice ist im Vatikan denkbar wie die Frauen Dürers, heute wie damals. Nur die Stilarmut, die sich vom Kommis widerstandslos wie ein Gestell „das Schickste, was wir haben", anhängen läßt, nur Frau Neureich kann die figurino in Verlegenheit bringen, die Dame findet die richtige Linie auch vor dem Pontifex.

Blieben die anderen. Jener Geist, der sich selber zum Gespött unerschrocken über den eleganten Korso latscht, in Genagelten, und um so frömmer und um so pilgermäßiger zu sein glaubt, je geschmackloser er ist. Diese Pilgerinnen tragen ihren Hut, als wenn er eine Kopfbedeckung wäre — bitte sehr, der Damenhut soll eine Zierde sein. Ich weiß, daß bei den Herren, die Korso und Kirche konstant mit Fußballplatz und Almhütte verwechseln, jedes Wort vergeblich ist, aber die Romfahrerinnen wenigstens sollten sich sagen, daß der figurino nicht nur für jenes oben beschriebene Mädelchen in der Straßenbahn geschaffen worden ist . . .

Wert der Zeit.

(Nachdruck verboten.)

Eines Morgens, als Benjamin Franklin eben beschäftigt war, seine Zeitung druckfertig zu machen, trat ein Müßiggänger in den Laden und verbrachte wohl eine Stunde damit, Bücher zu durchblättern und Bilder anzusehen. Endlich nahm er dann ein Buch und fragte den anwesenden Gehilfen nach dem Preise.

„Ein Dollar", war die Antwort.

„Ein Dollar!" sagte jener, „können Sie es mir nicht billiger lassen?"

„Nein, ein Dollar ist der feste Preis."

Beinahe eine zweite Stunde war vergangen, als der Müßiggänger fragte:

„Ist Mr. Franklin zu Hause?"

„Ja, er ist in der Druckerei."

„Ich wünsche ihn zu sprechen."

Der Kommis unterrichtete Mr. Franklin, daß ein Herr im Laden wäre, der ihn zu sprechen wünsche. Franklin war kaum hinter dem Ladentische, als der Müßiggänger, das Buch in der Hand, die Frage an ihn richtete:

„Mr. Franklin, was ist das Niedrigste, was Sie für dieses Buch nehmen wollen?"

„Einundeinviertel Dollar", war die rasche Antwort.

„Was? Einundeinviertel Dollar? Verlangte doch Ihr Gehilfe nur einen Dollar."

„Das ist richtig", sagte Franklin, „und ich hätte mehr an dem einen Dollar vorhin verdient, als jetzt von der Arbeit gerufen zu werden."

Der Müßiggänger schien überrascht, und um das Geschäft zu Ende zu bringen, bat er:

„Im Ernst, Mr. Franklin, sagen Sie mir, was ist der niedrigste Preis dafür?"

„Einundeinhalber Dollar."

„Einundeinhalber Dollar! Aber Franklin, Sie haben es mir ja selbst für einundeinviertel Dollar angeboten?"

„Ja", sagte Franklin, „und ich hätte vorhin mehr an diesem Preise verdient, als jetzt an anderthalb Dollar."

Der Müßiggänger bezahlte den Preis und ging seinen Geschäften nach — wenn er welche hatte; Franklin aber kehrte in seine Druckerei zurück. M. Nießen.

Der Einbrecher alarmiert die Polizei.

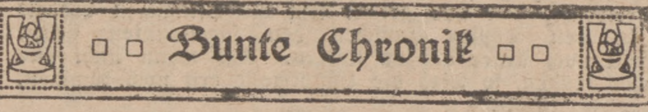
Oder: Der automatische Notruf.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt zwei Arten, wie man bestohlen werden kann, entweder man ist selbst dabei (Taschendiebstahl, Raubüberfall oder Einbruch in die bewohnte Wohnung), oder man ist nicht dabei (Einbruch in die Wohnung, während man abwesend oder verreist ist). In diesem Fall hat man verschiedene Mittel, sich gegen die Diebe zu schützen; man stellt moderne Geldschränke auf, läßt Panzergewölbe bauen (Banken) oder legt elektrische Klingelleitungen an, die — — wen alarmieren? Nun den Bestohlenen oder seine Angestellten und Mitbewohner. Aber nicht die Polizei! Die muß man erst selbst herbeirufen, persönlich oder per Telephon durch das bekannte Signal: Überfall. Das klappt aber nicht immer, in solchen Fällen meldet sich oft das Amt nicht, außerdem sind die Einbrecher heute schlau genug, nicht nur Geldschränke lautlos knacken zu können, sie schneiden auch die Telephonleitungen durch und verhindern jeden Alarmruf. Meist aber sind sie noch schlauer, sie warten, bis die ganze Familie auf Reisen und das Haus leer ist, um gemütlich und ohne Störung arbeiten zu können.

Je mehr sich die Verbecher vervollkommnen, um so mehr muß es der öffentliche Sicherheitsschutz auch tun. Das Neueste ist jetzt der automatische Notruf, der Privatwohnungen und Geschäftsräume mit der Polizei direkt verbindet, und zu dessen Ausbau und Durchführung sich eine Notruf A.-G. gebildet hat, die Hand in Hand mit der Polizei arbeitet. Gegen Entrichtung einer gewissen Gebühr wird eine Notruf-Anlage in dem gewünschten Raum eingebaut. Berührt ein Unbefugter die Tür, hantiert er am Schloß oder betritt er den Fußboden (vom Dach oder Fenster aus), dann wird automatisch, ohne daß der Einbrecher es merkt oder gar durch ein Klingelzeichen gestört oder aufmerksam gemacht wird, die Polizeiwache benachrichtigt. Das geschieht in der Weise, daß in einem Schalter eine Nummer sichtbar wird. Der Wachthabende schlägt in einem Buch nach, da steht zum Beispiel: „Nr. 2438, Müller & Co., Herrenkonfektion, Alexanderstr. 5, 2. Etage, Aufgänge von Straße und Hof, Lichtschacht, Aufzug". Sofort geht ein Kommando ab und faßt (hoffentlich!) sofort die Einbrecher mitten in der Arbeit. Schlüssel zu den betreffenden Räumen können bei der Polizei deponiert werden. Dresden, Hamburg und Berlin haben diese neueste Verbrecherbekämpfung bereits eingeführt, allerdings steckt die Sache noch in den Kinderschuhen, und es ist bisher kein positives Resultat erzielt worden, da die Notrufmelder erst eingebaut werden. Aber an ihrer praktischen Wirksamkeit ist nicht zu zweifeln.

Die Umgehung des — stets in Notfällen versagenden — Telephons ist jedenfalls die Grundidee und die Hauptsache, sie läßt sich auch anders handhaben, und zwar so, daß man automatisch selbst die Polizei benachrichtigen kann. Man läßt in der Wohnung an verschiedenen Stellen Handgriffe, ähnlich denen der Notbremse, anbringen, durch deren Abziehen ebenfalls das nächste Polizeirevier alarmiert wird. Hilfe ist in jedem Falle innerhalb weniger Minuten zu erwarten. Die Durchführung dieser Notrufanlagen hängt in den einzelnen Städten nur von der Bereitstellung genügend zahlreicher Polizeistreifen ab. Abonnenten werden sich wohl überall in genügendem Maße finden. U. E.



Bunte Chronik

* **Die Laufbahn eines Millionärs.** Das Leben wirft die Menschen wie einen Spielball umher. Einem alten Herrn, der jüngst in Moabit seinen Richter fand, hätte man vor vierzig Jahren gewiß nicht diese Laufbahn vorausgesagt. Damals erbte er ein Vermögen von fast zwei Millionen Mark, das ihm ein Betrüger innerhalb dreier Jahre restlos abnahm. Mit 25 Jahren stand er vor dem Nichts, beging, als Freunde und schöne Frauen sich schnell zurückzogen hatten, einen sehr ungeschickten Scheckschwindel, der ihm zehn Monate Gefängnis eintrug. Als Vagabund zog er nun durch die Welt, ruhelos und ohne Obdach. Einundzwanzig Jahre lang. Bis er kurz vor dem Kriege als Frühgealterter in Berlin landete. Hier wurde er Pförtner, Straßenkehrer, Bote, Agent, Nachtwächter. Kam plötzlich auf den Gedanken, Memoiren zu schreiben, fing auch damit an, fand einen Verlag, erhielt 50 Mark Vorschuß, übergab aber, von Ekel gepackt, die schon fertigen Kapitel dem Feuer. Der Verlag klagte auf Fertigstellung oder Rückzahlung, und so kam der Alte wegen Betruges auf die Anklagebank, die Strafe war gering. „Was machen Sie jetzt?" fragte der Vorsitzende. „Ich habe eine Drehorgel," sagte der ehemalige Millionär.

* **Schwesternmord aus Mitleid.** Vor dem Pariser Schwurgericht stand die 42jährige Anna Levasser, die angeklagt war, aus Mitleid ihre kranke Schwester ermordet zu haben. Die Schwester, die ein bedauernswertes Geschöpf war, verwachsen und an Tuberkulose leidend, sollte auf Verlangen der Nachbarn in ein Krankenhaus gebracht werden, wovor sie sich außerordentlich fürchtete. Anscheinend war die Schwester auch nicht ganz im Besitz ihrer Geisteskräfte. Anna Levasser gab im Verlauf der Verhandlung ein erschütterndes Bild von den Ereignissen, die der Ermordung ihrer Schwester vorangingen und folgten. Mehrere Male versuchte Anna Levasser die Ermordung ihrer Schwester, wurde aber teils gestört, teils entsank ihr immer wieder der Mut, wenn sie ihre Schwester weinen sah. Endlich, beim vierten Versuch, schoß sie dann auf ihre bedauernswerte Schwester und tötete sie mit vier Schüssen, worauf sie Selbstmord versuchte. In ihrer Aufregung hatte sie jedoch vergessen, daß sie ihren Revolver nur mit vier Kugeln geladen hatte. Das Gericht verurteilte Anna Levasser, die einen ziemlich aufgeregten Eindruck machte, zu zwei Jahren Gefängnis.

* **Welches ist der schnellste Wandervogel?** Die Rätsel des Vogelzuges werden allmählich gelöst. So wie man früher die Höhe, in der die Vögel fortfliegen oder zurückkehren, viel zu hoch annahm, so hat es sich auch herausgestellt, daß die Schnelligkeit bei weitem nicht so groß ist, wie man vielfach vermutete. Gätke hatte noch in seinem Werk über die Vogelwarte Helgoland behauptet, das kleine Blaukehlchen fliege in einer Nacht von Ägypten bis Helgoland; es müßte also in einer Sekunde 71,5 Meter zurücklegen. Die von der Vogelwarte Rossitten angestellten methodischen Versuche haben nun aber gezeigt, daß die größte Geschwindigkeit des Wanderfluges mit 20,6 Meter in der Sekunde angenommen werden muß, und zwar ist es der Star, der diese Leistung zu verzeichnen hat.

Lustige Rundschau

* **Der findige Apotheker.** Pluppe, der neue Reisende, erhielt auf seiner ersten Geschäftstour einen Brief seines Chefs, der eine entsetzlich unleserliche Handschrift schrieb. Die Entzifferung war vergeblich. Da kam dem tüchtigen Reisenden eine prächtige Idee. Er ging in die nächste Apotheke und bat den Apotheker, doch mal den Zettel zu lesen. Der Apotheker zog sich in seine Giftbude zurück und kam nach einer Viertelstunde mit einer Flasche heraus: „Soo, da nehmen Sie nun aller drei Stunden einen Teelöffel voll ein."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg